

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 303.

Freitag, 28. Dezember.

1928.

(16. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Ja, dies unglückselige Testament! ging es auch dem Sohn durch den Kopf, und eigentlich zum ersten Male, bisher hatte er selten über dies Testament nachgedacht, das ihn wohl zum alleinigen Erben bestimmte, ihm aber auch das Verfügungrecht über ~~seine~~ gesamtmöglichen — zweihundertzwanzigtausend Mark — nahm, solange er nicht das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte. Starb er vorher, fiel der Nachlass des verstorbenen Bankprokuristen, der die Mitgift seiner Frau durch erlaubte und glückliche Spekulationen so reich vermehrt hatte, an seinen Bruder Franz, mit dem er doch zu Lebzeiten ständig Streit gehabt hatte, beziehungsweise an dessen Nachkommen, oder, falls Herbert vor dem dreißigsten Lebensjahr heiratete und diese Altersgrenze nicht mehr erreichte, an seine Witwe, und auch nur dann, wenn Herbert Leibeserben hinterließ, sonst nur zur Hälfte. Aus diesem Grunde suchte Onkel Franz auch mit allen Kräften Heiratspläne seines Neffen zu durchkreuzen, intrigierte er, wo er nur konnte.

„Ja, das vertrackte Testament“, wiederholte Herbert mechanisch.

„Wie alt sind Sie jetzt, Herr Godebrecht?“

„Ich werde im Juli neunundzwanzig.“

„Also noch anderthalb Jahre. Bis dahin Vorsicht vor Autos, mein Lieber! Noch besser, Sie heiraten bald, da sichern Sie wenigstens die Angebetete Ihres Herzens. Upropos: Wie steht die Angelegenheit mit der Tochter des Althändlers?“ Herbert schwieg. „Ein Abenteuer, das die geistigen Kräfte mehr in Anspruch nimmt, als für unzureichen taugt, Herr Godebrecht.“ Das klang beinahe wie ein Verweis.

Herbert verabschiedete sich; in halber Bewußtlosigkeit verließ er das Bankgebäude. Er ging auch nicht gleich nach Hause, sondern zu Bindewald. Die Familie sah noch bei Tisch, der Kapellmeister, der heute von Berlin zurückgekehrt war, als bei seinen Angehörigen, seine helle Stimme klang bis auf den Korridor.

„Sagen Sie den Herrschaften, ich würde im Wohnzimmer so lange warten“, bedeutete Herbert dem Mädchen; „Sie möchten sich auf keinen Fall stören lassen.“

Aber er brauchte nicht lange zu warten; die Tür wurde aufgerissen, der Kapellmeister stand da.

„Guten Abend, Herbert . . . Sieg auf der ganzen Linie, und bei den diesjährigen Festspielen in Bayreuth soll ich „Tannhäuser“ dirigieren.“

„Herzlichen Glückwunsch, Walter.“

Der Kapellmeister war ganz jugendlicher Enthusiasmus und Verve. Aber dann brach er plötzlich ab und sah Herbert ausmerksam an.

„Du warst gestern hier“, sagte er halblaut, „hast ihr, du und Ruth, Differenzen gehabt?“

Herbert war der Verzweiflung nahe. Sollte er dem Freunde, der aus begreiflicher Teilnahme fragte, lang und breit die gestrige Begegnung mit Thea und was dann gefolgt war, erzählen, wo doch etwas ganz anderes ihn hierhergetrieben hatte? . . .

„Ist Ruth wieder wohlauf?“ fragte er matt.

„Ja. — Aber da ist sie selbst.“

Herbert stand auf und begrüßte Ruth. Ihre offensichtliche Besangenheit wisch sehr bald, als sie die Blässe auf Herberts Gesicht, sein ganzes nervöses Gebaren überhaupt bemerkte.

„Bist du frank, Herbert?“ forschte sie ängstlich.

„Frank? — Nein. Ich bin nur das Opfer eines schwarzenden Tages, ein Spielball von Zufälligkeiten, ein Mensch, der sein inneres Gleichgewicht eingebüßt hat und darum nicht mehr sehr viel wert ist“, erwiderte er in einem Ton, der die Geschwister mit Bestürzung erfüllte.

„Nun, nun, Herbert“, lachte der Kapellmeister gespannt, „man kennt dich ja gar nicht wieder!“

„Der beste Beweis, daß ich nicht übertrieben habe.“ Er richtete seine Augen auf Ruth, und nun suchte eine seltsame Erhöhung ihn heim. Angesichts dieser Mädchenercheinung, deren Herbheit gebrochen schien, so daß es ihn lind und tröstend berührte, empfand er den nie gehabten Drang, ihr zu sagen, daß er sie liebe, gleich darauf zieh er sich selbst der Schwäche. Dieser jämmerliche Tag würde vorübergehen, und mit ihm das Bedürfnis nach Anlehnung und Zuspruch. Seine Zuneigung durfte er nur bekennen in einer Stunde der Selbstbeherrschung, nicht jetzt.

Er erzählte den Geschwistern das in der Bank Vorfallene und daß er sich keinen andern Rat gewußt hätte, als Bindewald, den Vater, aufzusuchen, um ihn zu bitten . . .

Der Kapellmeister fuhr sich mit der Hand durch die Künstlerfolle, dabei einen Kernausdruck, der Herbert galt, vor sich hinmurmelnd; denn bei dessen leichten Worten hatte das Mienenspiel der Schwester sich sichtbar verändert. Also nicht meinetwegen bist du gekommen, stand ganz deutlich in den braunen Augen geschrieben, nicht um mir etwas zu sagen und das Gestirne wieder auszulöschen, sondern . . .

„Ich werde Papa benachrichtigen“, äußerte Ruth, dann ging sie hinaus.

„Mensch, Herbert, manchmal bist du schier blind“, sagte der Kapellmeister in hellem Ärger.

„Wie meinst du das?“ lautete die verwunderte Frage.

„Ja, wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Da ist nichts zu machen. Aber seid tuft du mit doch, alter Kerl!“ Er bot Herbert Zigaretten an und atmete breit auf, als die Eltern erschienen.

Herbert erstattete abermals Bericht, worauf Frau Bindewald die Hände zusammenklug.

„O mein Gott“, sagte sie, „so viel Schlechtigkeit!“

„Kommen Sie, lieber Godebrecht, wir erledigen das in meinem Zimmer“, sagte Direktor Bindewald. „Du entschuldigt uns wohl“, wandte er sich an seine Frau. Als er dann mit Herbert allein war, begann er sehr ernst: „Das ist ja eine ganz niederträchtige Geschichte, lieber Freund, und zwar in allen Hinsichten, wie Bräsig sagen würden. Seiner nächsten Umgebung nicht mehr trauen dürfen — furchtbar! Ich warne Sie vor der berüchtigten Doppelzügel der Ereignisse; ich bin da

von mir haben?"

"Kein Bargeld, Herr Bindewald", erwiberte Herbert hastig, "sondern nur Ihre Bürgschaft."

"Über wieviel?"

"Fünf- oder sechstausend Mark. Knapp vier benötige ich. Ich kann mich aber nicht von allem entblößen. Als Sicherheit werde ich Ihnen meine Wohn- und Schlafzimmereinrichtung, die ich mir selbst zu Weihnachten geschenkt hatte, versprechen. Die Möbel sind bezahlt, aber noch nicht gelöscht; damit ihr Wert nicht herabgemindert werde, bleiben sie am besten vorläufig beim Händler."

"Ah was, Sie wollen sich doch wohl nicht um Ihre Freude bringen! . . . Ich bin auch so gesichert."

"Und wenn ich nicht mehr in den Besitz meines Erbes gelange, Herr Bindewald?"

"Hören Sie mal!"

"Ich kann beim Verlassen Ihrer Wohnung die Treppe hinunterfallen und das Genick brechen . . ."

"Sie können beim Überqueren dieser Straße unter ein Auto kommen und . . ."

"Sehr wahr; Direktor Steinhmidt von unserer Bank warnte mich schon vor den Autos."

Bindewald starrte den jungen Mann in maßlosem Befremden an.

"Soll ich Ihnen mal etwas sagen, Herr Godebrecht? . . . Seit gestern gefallen Sie mir nicht mehr. Sie haben sich von Grund auf verändert. Ja, wie ist das möglich! Ich gebe zu, besser zwölftausend Mark durch Spekulation verlieren als durch eine Infamie; dennoch: ein Kauf- und Bankmann läßt sich auch dadurch nicht aus der Fassung bringen, jedenfalls nicht so wie Sie. Donnerwetter, der Verlust läßt sich doch wieder einholen!"

"Ah, es ist ja nicht nur das Geld, Herr Bindewald", entgegnete der Abgekantzte ganz verzweifelt. "Der ganze Zwischenfall ist ja nur eine logische Folgerung vorhergegangener Dinge, ein Ring in einer Kette, die, ich weiß nicht wo, ihr Ende findet."

Bindewald hatte sich weit vorgebeugt. "Was wollen Sie damit sagen? . . . Was heißt das? . . . Und läßt sich diese Kette nicht einfach zerreißen, zerhauen wie der gordische Knoten?"

"Nein, Herr Bindewald."

Der Direktor stand auf, mit ihm Herbert. "Selbstverständlich leiste ich die gewünschte Bürgschaft", sagte er kalt. "Ein so alter Freund meines Sohnes hat Anspruch auf meinen Beistand. Ich komme morgen gegen elf Uhr auf die Bank."

"Sie . . . Sie sind mir doch nicht böse, Herr Bindewald?"

"Böse? . . . Welch ein Ausdruck unter Männern! Enttäuscht bin ich, sehr enttäuscht. Nicht, weil Ruth . . . Gott bewahre! Ist Ihnen in dieser Wohnung jemals etwas zugemutet worden, was Ihr Empfinden verletzen mußte?"

"Nie! Nie!" rief Herbert fast stürmisch. "Ich selbst wünsche ja . . ."

"Heiter sein in der Ruhe, mein Freund! Hab' ein Lied auf den Lippen und die Faust bereit . . . heißt es nicht so oder ähnlich? . . . Auf Wiedersehen morgen . . . Nichts von Dank. Sieben Prozent per Anno bei fünfhundert Mark monatlicher Rückzahlung, wenn Sie das Geld von mir nehmen, sonst Bürgschaft über fünftausend. — Auf Wiedersehen!"

Herbert ging wie ein Schlaßwandler nach Hause. Er fühlte sich grenzenlos vereinsamt. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er den Wert des Geldes erkannt, nun, da er gezwungen gewesen war, um Hilfe zu bitten; und zum ersten, nein zum zweiten Male — und beides heute — grüßte er mit seinem toten Vater; bis dahin hatte er dessen ängstliche Vorsicht überlegen bestädt. Ach nein, er hätte auch schon mit seinem Mündigwerden sein Geld zusammengehalten — und er hätte dann nicht nötig gehabt, um Vor- und Darlehn zu bitten. Heute, das fühlte er mit einem eignen türmischen Schmerz, war er unter den eßigen Fuß-

ten der Tugend zum einen Fall in die Hölle zu fallen, nicht nur, weil er um seine ganzen Ersparnisse gebracht war und oberdrein ein Darlehen verzinsen und tilgen mußte.

Ein Auto sauste laut hupend an ihm vorbei, unwillkürlich sprang Herbert ein paar Schritte beiseite.

"Ein Herr, der sich Ihren Onkel nannte, war hier, Herr Godebrecht", empfing den Heimkehrenden die Landgerichtsrätin Brügge, "er hat wohl eine Stunde auf Sie gewartet."

Das hatte noch gesehlt. Ein solcher Grimus kam in Herbert auf, daß er sich vergaß.

"Onkel Franz? . . . Er soll sich zum Teufel scheben! . . . Verzeihung, Frau Rat." Mit züngelnden Blitzen ging er in sein Zimmer, während die alte Dame einer Erscheinung aus Stein glich.

*
An diesem Abend saß in seiner Stube, die er bei fremden Leuten bewohnte, ein junger Mann; vor ihm lag ein Brief, den er beim Nachhausekommen vorgefunden hatte und der von seiner Mutter kam.

Die Lippen des jungen Mannes zitterten ein wenig, als er noch einmal die Stelle las, in der die Mutter von ihren eigenen Verhältnissen sprach. Sie habe zwei gute Mieter, schrieb sie, und er, der Sohn, brauche sich um die Mutter nicht zu sorgen; dringend bat sie, ihr nichts von seinem Wenigen zu schicken.

Ein lautloser aber nichtsdestoweniger schrecklicher Kampf wurde ausgetragen, und er wurde dahin entschieden, daß der, in dessen Brust er sich abgespielt hatte, am nächsten Tage unauffällig durch die Kellerräume einer Bank ging und in der Nähe der Heizung mit einem raschen Griff einen Briefumschlag aus einem dunklen Winkel nahm, um ihn in seiner inneren Westentasche verschwinden zu lassen, dann suchte er wieder seinen Arbeitsplatz auf. Drängende Schulden waren zu bezahlen und in den nächsten Tagen fanden die großen Rennen in Vincennes und Auteuil statt.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Tode entronnen.

Aus dem Chinesischen übersetzt und nachgeschildert von Wilhelm Carl.

Anmerkung: Wir bringen heute eine Erzählung aus dem chinesischen "Buch seltsamer Gedichten", um unsere Leserschaft mit den eigenartigen Gedankengängen der "Söhne Hans", wie die Chinesen sich gerne nach einer längst vergangenen Dynastie nennen, bekannt zu machen. Buddhistische und taoistische Vorstellungen über das Leben nach dem Tode haben im Verein mit der uralten chinesischen Naturreligion die Welt und die Unterwelt mit einer Unzahl unheimlicher Wesen, mit Dämonen, Göttern, Geistern und Gespenstern bevölkert, die alle den Menschen mehr oder weniger zu schaden suchen. Selten nur taucht, wie in unserer Erzählung, auch einmal ein alter Geist oder eine Gottheit auf, wandert wie der Fassbinder unerkannt auf Erden und blaßt mit seinem Odem Zug und Trug hinweg. — Lassen wir nunmehr die Chinesen selbst erzählen:

Liuscheng, ein Gelehrter aus Hangchou, der infolge seiner glänzenden Fähigkeiten auf Staatskosten hatte studieren können, war in seinen späteren Lebensjahren Aufseher über die Prüflinge, die sich alle drei Jahre in Hangchou versammelten, um ihre Examens abzulegen. Eines Morgens erschien er nicht zur gewohnten Stunde auf dem weiten, ringsum von Klausurzimmern umgebenen Hof, und die Schüler schickten nach ihm. Dem Boten wurde zur Antwort, Liuscheng sei auf selben Zeit wie all die Wochen vorher zur Schule gegangen. Kurz darauf sei er mit einem fremden, schwarzen gekleideten Mann zurückgekommen, habe mit ihm in seinem Studiengabinett verhandelt, und beide seien dann wieder gegangen. Da niemand ihn auseinander haben wollte, sorgten sich seine Angehörigen um ihn und glaubten, es müsse ihm ein Unheil zugeschlagen sein.

Einige Stunden später klopfte ein Fassbinder an das Tor des Liuschengschen Gehöftes und brachte den Vermissten.

Leben und Schlamm wie zugeschmiert. Er war mehr tot als lebendig und antwortete auf keine Frage. Erst als man ihn gefaßt und ihm einen Trugweerauß eingehölt hatte, stand er die Sprache wieder und erzählte: „Auf meinem Weg zur Schule trat ein Schwarzgekleideter (ein Geist aus der Unterwelt) auf mich zu und begrüßte mich mit aufgehobenen Händen und einer tiefen Verbeugung. Ich erkannte ihn sofort und nahm an, meine Sterbestunde sei gekommen. Ich war so verwirrt, daß ich meine Sinne nicht mehr beisammen hatte. Der Schwarzgekleidete sagte zu mir: „Herr, geht heim und holt eure Sachen, denn ich will euch zum Palast der Wassergeister führen.“ Er begleitete mich hierher, ich nahm einige ganz unwichtige Gegenstände zu mir — ich glaube — sogar einen Schirm nahm ich mit — schloß das Studierzimmer ab und folgte dem Schwarzen. Unser Weg führte durch das Gintor hinaus vor die Stadt nach den Ufern des Westsees. Zu meinem Erstaunen rägte nahe dem Ufer über den Fluten ein stolzer und herrlicher Palast empor, ganz aus Gold und Nephrit erbaut, der in der Sonne glitt und funkelte. Unter den weiten, offenen Hallen bewegten sich eine Menge wunderbar reizender Mädchen, sangen lodende Lieder und wiegten sich im anmutigsten Tanzschritt. Ich stürzte vor, bis das Wasser meine Füße benetze, schwäte hinüber und verfürte eine brennende Sehnsucht im Herzen, diese herrlichen Geschöpfe aus der Nähe zu sehen. Der Schwarzgekleidete betrachtete mich eine Weile von der Seite, zeigte dann hinaus in den See und sagte: „Ihr tut besser, euch an den Spielen der Mädchen zu ergötzen, als unreife Knaben zu beaufsichtigen. Dort blüht die Liebe, die Freude und das Glück; nur ein Tor wendet sich rückwärts.“ Mit diesen Worten schob er mich vorwärts und in das Wasser hinein. Plötzlich rief eine mir, ach, so bekannte Stimme vom Ufer her: „Schlechter Teufel, was tuft du? Du verführst den arglosen Menschen! Zurück, mein Sohn, geh' nicht hinüber!“ Als ich das Haupt wendete, erkannte ich in dem Kusser meinen längst verstorbenen Vater, den Treuen. Der Schwarzgekleidete spuckte Gif und Galle, sprang aus dem Wasser und warf sich wütend auf meinen alten Vater. Der aber wehrte sich tapfer, und der Schwarze bekam ihn nicht unter. Da kam dieser Fassbinder eilig heran, machte seine Wangen rund und dick und blies einen heißen Wind gegen die Kämpfenden, gegen mich und den Palast. Sogleich war der Palast verschwunden, der Schwarzgekleidete lief davon, und auch mein Vater war nicht mehr zu sehen. Der Fassbinder trat zu mir ins Wasser, reichte mir freundlich die Hand und führte mich heim. Dank sei dir, du Guter und Mächtiger!“

Die Angehörigen Liuschengs, die den Worten des Gatten und Vaters mit weit aufgerissenen Augen und grauerterten Gesichtern gelauucht hatten, stürzten vor dem Fassbinder in die Knie und überstütteten ihn mit Dankesbezeugungen. Der aber wehrte ihnen lächelnd und sagte: „Herr Liuscheng übertreibt; gering sind meine Verdienste um ihn und nicht wert der Worte und Tränen. Heute, wie alle Tage, zog ich in die Stadt, um geborrene Fässer zu heilen. Nicht viel Arbeit fand ich, nur Herr Vang benötigte meine Dienste. Heimwärts lenkte ich meine Schritte, zum Ufer des Sees, um den Kahn zu besteigen. Heiß schien die Sonne, die Mutter des All, und die Lust war drückend. Langsam nur kam ich vorwärts, die Arme schien mir erschöpft. Einen Schirmgriff entdeckte ich da dicht am Boot, ihn zu erhaschen, redt' ich den Arm. Doch sieh, sind das nicht Lustblasen, aufsteigend vom Grunde? Tief neigt' ich mich über den Bootstrand, den Menschen zu lassen, der da am Ertrinken. Hier fand er — es war euer Herr. Gering war meine Mühe, und aufrichtig euer Dank, solch Lohn mag ich gern.“

Die Frau des Liuscheng sah eine Weile sinnend vor sich nieder, dann hob sie den Blick und sagte: „Wie kommt es, daß die Geister, die Schattengestalten, immer wieder versuchen, uns Lebende vorzeitig ins Jenseits zu locken? Es ist doch Geist von unserem Geist, und wie Geschwister verhalten sie sich zu uns, so sollte man meinen. Sie aber gedärden sich wie unsere ärgsten Feinde. Noch niemals hat man gehört, daß umgekehrt die Lebenden die Toten belästigen.“ — Sofort kam Antwort von oben, tief und hohl rief eine Stimme durch das Gebälk: „Ich bin ein Gelehrter des höchsten Grades und will dir antworten, Weib: Sieht nicht auffreissen, daß der Gute versuchen muß, den weniger Guten zu bessern? Und bemüht sich nicht der Weise, die Dummen geschickt zu machen? Euer Wissen ist Null, wir Geister allein kennen die Welt dieses und jenseits. Eueren Verstand aufzuhellen, indem wir euch zu uns herüberziehen, ist uns Gebot — weshalb wehrt ihr euch so verweiselt? Ladt auch nicht das Reich der Schatten?“ — Mit einem wilden Geschrei erstarb die Stimme.

Also zu lesen im chinesischen Buch Sinischiä, 6. Kapitel.

Bon 2. Van Weisen.

Eine Stadt im Staate Florida. Die Schule ist aus. Sauchend laufen die Kinder die Treppe herunter und in den Hof, der das Schulgebäude umgibt. Beinahe ein Viertel desselben ist wartenden Autos eingeräumt. Kraftwagen aller Art stehen hier. Niemand fährt in ihnen. Doch nicht mehr lange. Herangesurmt kommt eine Kinderschar. Vier, fünf, acht, nehmen je von einem Auto Besitz. Ein Junge, noch keine zehn Jahre alt, fest sich ans Steuer und langsam fährt er zum Schulhof hinaus. Andere Autos werden von kleinen Mädchen gelenkt und mit einer Ruhe und Sicherheit, die einem mit Erstaunen erfüllt.

Wir fragen eine Lehrerin, ob das denn erlaubt sei und ob nicht oft Unglücksfälle vorkämen. Etwas erstaunt schaut sie uns an: „Die Kinder fahren hier schon von frühestem Jugend an und fahren sicherer als viele Erwachsene. Unglücksfälle, die von Kindern verschuldet sind, kommen nur höchst selten vor. Die Gesetze Floridas verbieten ihnen das Fahren nicht, nur machen sie die Eltern für etwaige Fahrlässigkeit verantwortlich.“

Die Stadt, von der wir sprechen, hat 100 000 Einwohner und besitzt 26 000 Autos. Stellt man sich an eine Straßenkreuzung und beobachtet man den Verkehr, so sieht man, daß viele der vorbeifahrenden Autos von Kindern unter zwölf Jahren gelenkt werden. Manche scheinen kaum neun Jahre alt zu sein.

Hier kommt ein Auto. Am Steuer sitzt eine junge Frau. An sie lehnt sich ein Baby, vielleicht ein Jahr alt. Sie ist nicht die einzige, die das Baby und die anderen Kleinen so spazieren fährt. Und nun verstehen wir. Das Auto ersetzt den Kinderwagen! Die Kinder sind im Auto groß geworden und darum auch von frühestem Jugend an mit ihm vertraut.

Und, um auf Kinderwagen zurückzukommen, man kann in dieser Stadt oft stundenlang gehen, ohne einen zu sehen.

Welt u. Wissen

Das Auge — kein Spiegel der Seele. Das das Auge der „Spiegel der Seele“ sei, ist ja nicht nur von Dichtern immer wieder behauptet worden, sondern wir glauben auch selbst, aus dem Auge die Empfindungen und Erlebnisse ablesen zu können, die sich im Innern des Menschen vollziehen. Aber dieser Glaube ist trügerisch. Denn tatsächlich hat das Auge immer denselben Ausdruck, und wir verlegen nur die Veränderungen, die sich in andern Teilen des Gesichtes vollziehen, in das Organ unserer Seele. Das hat ein hervorragender amerikanischer Gelehrter, der Psychologe der John Hopkins Universität, Prof. Knight Dunlap, unbestreitbar nachgewiesen. Er kam zu diesem Ergebnis durch eigenartige Versuche, über die in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umlauf“ berichtet wird. Er nahm nämlich dieselben Gesichter immer wieder aus der gleichen Entfernung auf, und zwar mit dem verschiedensten Gesichtsausdruck, bald lustig, bald traurig, bald nachdenklich, bald erschreckt usw. Die Bilder wurden dann quer über der Nasenwurzel zerschnitten und die nicht zusammengehörigen Teile wurden zusammengelegt. Dabei ergab sich, daß für den Gesichtsausdruck der selben Versuchsperson nur das untere Stück maßgebend war. Die obere Hälfte mit den Augen spielte beim Zustandekommen des Ausdrucks fast gar keine Rolle, und wenn die obere Gesichtshälfte bei lachendem Gesichtsausdruck mit der unteren bei traurigem zusammengefügt wurde, dann hinterließ das ganze Gesicht doch einen traurigen Ausdruck. Nachdenkliche Augen konnten dem fröhlichen Untergesicht keine trübere Stimmung verleihen, und sogar wenn man die Gesichtshälften verschiedener Versuchspersonen miteinander vereinigte, so wurde der Ausdruck immer vom unteren Teil und nie vom oberen bestimmt. Dunlap hat dasselbe Ergebnis immer wieder gehabt, auch wenn er die Gesichtshälften weiblicher und männlicher Personen von ganz widersprechendem Ausdruck zusammenbrachte. Der Gelehrte ist dadurch zu der Erkenntnis gelommen, daß das Auge nicht den geringsten Einfluß auf das verschiedenartige Aussehen des Gesichtes besitzt. Nur einige Muskeln der Augenumgebung sind bei der Bildung des verschiedenen Gesichtsausdrucks beteiligt, aber auch sie spielen keine große Rolle, und im wesentlichen, ja fast ausschließlich, wird der Gesichtsausdruck durch das Muskelspiel der unteren Partien hervorgerufen. Dabei ist es neben der Wangenmuskulatur in erster Linie die Umgebung des Mundes, die uns gestattet, die Art der seelischen Erregung zu erkennen.

* „Der gäldne Schrein“, ein Jahrbuch für gute Lieder für das Jahr 1929. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg.) Der gäldne Schrein ist das Jahrbuch für den ernsthaft am deutschen Schrifttum Beteiligten. Beiträge wie „Kultur und Zivilisation“, „Volkssbildung und Weltanschauung“, „Handschrift und Buchkunst“, „Lessing und die Nachwelt“, „Schriftsteller, Verleger, Buchhändler, Lieder“, „Die Geschichte des Papiers“ erheben die Bedeutung dieses deutschen Volksalmanachs.

* „Dürer-Kalender“ für Kunst und Kultur 1929. (Sieben-Stäbe-Verlags- und Druckerei-Ges. m. b. H., Berlin NW. 6.) Dieser allbekannte Kalender, dem der deutsche Altmäister den Namen lieh, bringt auf nicht weniger als 224 Seiten höchstgekennzeichnete Lieder in Bild und Wort aus mehr als einem Jahrtausend insbesondere deutscher Kultur.

* „Deutscher Handwerks-Kalender 1929.“ Herausgegeben vom Reichsverband des deutschen Handwerks, Hannover, mit Unterstützung des Deutschen Handwerks- und Gewerbeammlertages, des Forschungsinstituts für rationelle Betriebsführung im Handwerk und der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkstuktur. (Konkordia-Verlag, Leipzig.) Die Bilder reden eine eindringliche Sprache von der Bedeutung wie auch von der Notwendigkeit der Erhaltung des deutschen Handwerks, von dessen Tätigkeit über acht Millionen Deutsche leben. Zweifellos wird der sehr gut ausgestattete Kalender, dessen Wert durch die den Abbildungen beigegebenen erläuternden Texte erhöht wird, wesentlich dazu beitragen, in weiten Kreisen Interesse für das Handwerk zu wecken und das Verständnis für diesen Berufsstand zu vertiefen.

* „Gesundbrunnen 1929“, Kalender des Dürerbundes, 22. Jahrg. (Sieben-Stäbe-Verlags- und Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin NW. 6.) Einführung in die wichtigsten Erscheinungen der Zeit, Anleitung zur Lebenskunst inmitten der verwirrenden, das Persönliche zurückdrängenden Zeit; dazu Dichtung (Wilhelm Schäfer, Dauthen- den, Max Barthel, Lessing usw.) und Kunst (eine hervorragende Auswahl neuerer Holzschnitte, darunter vier mehrfarbige Tafeln) sind das Programm dieses Kalenders.

* „Deutscher Reichsbahn-Kalender 1929“, herausgegeben von Dr. Dr. Hans Baumann. (Konkordia-Verlag, Leipzig.) Dieser im dritten Jahrgang erscheinende Abreisikalender tritt seinen vielgelobten Vorgängern ebenbürtig an die Seite. Während der vorige Jahrgang 1928 unter dem Motto „Reichsbahn und Wirtschaft“ stand, wird in diesem Jahrgang gezeigt, wie „Reichsbahn und Volk“ zusammenhängen. Und dann führt uns der Reichsbahn-Kalender „durch die deutschen Lande“ und erschließt immer wieder neue Schönheiten, gibt Aufschluß über alte Geschichte, über Kultur und fortschreitende Zivilisation.

* „1929, das Jahr der weltpolitischen Entscheidungen“ von August Schmidt. (Georg Stille, Berlin NW. 7.) Schicksalsfragen sind es, die die neueste Schrift von August Schmidt beantwortet, aus dessen Feder das bekannte, um die Jahreswende 1924/25 erschienene Werk „Das neue Deutschland“ stammt, dessen Ausblicke und Entwicklungs-Voraussagen der tatsächliche Gang der Ereignisse in geradezu verblüffender Weise bestätigt hat. Wie jenes Werk ist auch die neueste Schrift des in planetarischem Denken geschulten Verfassers von genialer Intuition getragen, in blendendem Stile geschrieben, kraftvoll und fesselnd bis zum Schlus.

* H. Scharrelmann: „Pinkevanks Weihnachten“ und andere Erzählungen für die Jugend. Mit Illustrationen von Ernst Kuker. (Georg Westermann, Braunschweig.) Ein neues Buch von Heinrich Scharrelmann bedeutet für die Kinderwelt immer ein Ereignis, denn Scharrelmann ist den Kindern kein Unbekannter: seine Bücher sind längst zu den Lieblingsbüchern der Jugend geworden. Es ist eine Freude, den Verfasser immer wieder neue Stoffe aus dem Interessentenkreis der Kinder hervorholen zu sehen. Auch in diesen reizenden, qualitätsvollen Erzählungen bewährt er wieder seine hervorragende Kunst, sich in die Kinderseele einzufühlen und sie die Umwelt erleben zu lassen.

* Wilfried Brobst: „Mein Onkel Kaspar“. Nach John Brindmanns berühmter Erzählung „Kasper Ohm und ich“ aus der Rostoder Mundart ins Hochdeutsche übertragen und für die Jugend bearbeitet. Mit Bildern von Ernst Kuker. (Georg Westermann, Braunschweig.) John

Brindmanns bestes Werk kommt mit dieser Übertragung endlich zu voller Geltung, die Rostoder Mundart, die das Original so schwer lesbar macht, wird hier — ins Hochdeutsche übertragen — auch dem Mittel- und Süddeutschen verständlich gemacht. Und besonders die Jugend wird Brobst von Herzen dankbar sein, daß er ihr dieses prächtige Buch mundgerecht mache, ohne daß es in der wohlgelegenen Umformung etwas von seiner Wirkung einbüßte.

* Ernst Wiegert: „Der silberne Wagen“, Novellen. (G. Grote, Berlin.) In diesen sieben Erzählungen ist die Einfachheit eines suchenden Lebens. Alle Menschen dieser Geschichten kommen mit einer leisen Unruhe aus dem Garten ihres Daseins, aus dem irgendwie Gehegten und Seienden, mit dem leise besorgten Blick der Menschen, die etwas verloren haben. Sie kommen an uns vorbei und gehen fort aus unseren Straßen der Vertrautheit, in die Wälder oder in eine Hütte, an das Ufer eines Stromes, irgendwohin in die drohende Welt der Frage, über die Schwelle des „Warum?“, an die Küste des „Wozu?“, bis sie auf eine Tür stoßen, die sich plötzlich, schreckhaft plötzlich öffnet.

* Hans Dominik: „König Laurins Mantel“, Roman. (Verlag Ernst Reits Nachf. — August Schell —, G. m. b. H., Berlin.) Ein neues, fesselndes Werk des bekannten Schriftstellers, den man den deutschen Jules Verne genannt hat. Wieder werden wichtige Gegenwartsprobleme mit kühner, aber streng logischer Phantasie in eine nicht mehr ferne Zukunft weiter entwirkt und gelöst.

* Die „Zeppelin-Fahrt, im Luftschiff nach Amerika und zurück“. (Verlag Ufstein, Berlin.) Zwei Zeitungsberichterstatter, Walter Kleffel und Wilhelm Schulze, haben diese Fahrten mitgemacht, und aus den Berichten dieser beiden Lustreisenden, aus ihren Erlebnissen während des entwürdigen Zeppelin-Flugs, dem engen Bereich der Kondole und den Riesenmasken des Luftraumes über dem Ozean ist dieses Buch entstanden, das die Erinnerung an eine Tat festhalten soll, auf die jeder, über alle Grenzen, die sonst trennen, hinaus, stolz ist.

* „Lustiges Gebabbel“, eine Sammlung Frankfurter Dialektgedichtungen aus alter und neuer Zeit von Lene Obermeier und Hans Nierling. (Südwestdeutscher Funkverlag, Frankfurt a. M.) Dieses ausgezeichnete Büchlein enthält auf seinen 117 Seiten eine vorzügliche Auswahl charakteristischer Dichtungen in Frankfurter Mundart aus der Zeit von 1790 bis heute. — Der besondere Wert des Buches liegt darin, daß es kostliche Stücke des Frankfurter Dialekthumors — Gedichte und Prosa — die lange verschollen waren, wieder neu auferstehen läßt. — Eine reiche Fundgrube froher Stüblein, die in das Grau des Alltags die Sonne des heimatlichen Humors scheinen lassen.

* „Hilfe! mein Zwergfell!“ 1000 Witze und Anekdoten von Ernst Warlik. (Verlag Max Hesse, Berlin-Schöneberg 1.) Man muß lachen, ob man will oder nicht. Hat Warlik in seinen früheren Bänden auch so manchen blutigen Wit verzapft, hier gewinnt man den Eindruck, als ob jeder Beitrag vor irgendeinem Auditorium erst auf seine Wirkung hin geprüft worden ist, ehe er in die Sammlung aufgenommen wurde.

* Leon Schalit: „John Galsworthys“, der Mensch und sein Werk. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Der Freund Galsworthys und verdienstvolle Überseher seiner Werke schuf hier eine ausführliche Monographie, die ein umfassendes Bild des Menschen Galsworthys und seines Werkes vor uns erstehen läßt. Nachdem Schalit im Einleitungskapitel „Überblick“ in mustergültiger Präzision den literarischen Werdegang Galsworthys geschildert hat, gibt er im Kapitel „Persönliches“ ein höchst reizvolles Bild von Wesen und Arbeitsweise, Haus, Heim und Liebhabereien des Dichters auf Grund seiner persönlichen Beobachtungen. Der geschmackvoll gewählte und gut wiedergegebene Bildschmuck des Buches ergänzt vortrefflich diese Ausführungen. An sie schließen sich die drei Teile: Erzählende Werke, Gedichte und Dramen. In übersichtlicher Gliederung erscheint so das Œuvre Galsworthys vor uns, von seinen Anfängen bis zum „Schwanengesang“.

* „Schilder de Bür“, eine Auswahl von Volks-tänzen für Volkstanz-Lehrgruppe in Tanzkreisen, Schulen und Jugendvereinigungen. Herausgegeben von Lehrer Willi Schulz. — Orchesternoten für Streich- und Blasorchester sind durch B. Rosenthal, Post Gartin (Pommern) zu beziehen. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.) Wer in Schule oder Jugendvereinigung erste Volkstänze lehren will, oder eine Tanzfolge für Volkstanzfeste sucht, der greife zu diesem Heft!